Zwei Jahre Zuchthaus.

Criminal-Novelle von R. J. Anders.

(5. Fortsetzung und Schluß.)

„Ich bedenke gar nichts," erwiderte der Hauswirth trocken, „und wenn ich ja etwas bedenke, so ist es, auf welche Weise ich zu den zwölf Thalern komme, die Sie mir schulden. Sie scheinen überhaupt nicht zu wissen, wie es bei mir aussieht. Wenn zu mir die Leute kommen und ihre Zinsen verlangen, da kann ich nicht bitten und winseln, sondern ich muß zahlen. Ich muß es mir gefallen lassen, und so konnte sich das Fräulein da, es auch gefallen lassen, wenn ein junger Mann sie hübsch fand, das ist noch nicht die größte Schande. Eine weit größere ist es, aus der Wohnung getrieben zu werden und seine Zuflucht im Armenhause suchen zu müssen."

Im Armenhause! —

Dieses Wort hatte die Unglückliche wie ein vernichtender Wetterstrahl getroffen.

„O, Herr Walter," bat Marie, die Hände wie zum Gebet erhoben, seien Sie nicht so grausam, haben Sie Mitleid mit uns, in wenigen Tagen werde ich ja wieder arbeiten können und dann will ich nicht eher ruhen, bis Sie befriedigt sind. Aber wo sollen wir denn jetzt Hilfe hernehmen?"

Einen Moment zuckte es über das Gesicht des hageren Mannes wie Mitgefühl, doch nur einen Moment währte diese Regung. Im nächsten Augenblick war jede Spur davon gewichen und mit grauenhafter Aufrichtigkeit sprach er:

„Mitleid mit Ihnen? Sie bedürfen meines Mitleids nicht, liebes Fräulein. Sie sind ja jung und hübsch. Und wo Sie Hilfe hernehmen sollen, fragen Sie? Ja, gehen Sie doch zum jungen Herrn Körner, da ist Ihnen gleich geholfen."

Starr vor Entsetzen und Wuth blickte Frau Freiwald auf den Elenden. Alle Vorsicht hatte sie vergessen.

„Schamloser Wicht!" rief sie, gehen Sie zu dem Verworfenen und sagen Sie ihm, daß es noch ärmliche Stuben giebt, in denen schlichte Menschen wohnen, denen die Ehre für Alles Gold der Welt nicht feil ist. Und nun machen Sie, daß Sie meine Stube verlassen, denn ich mag Sie nicht mehr sehen. Sie sollen befriedigt werden, wovon, weiß ich freilich noch nicht. Sollte ich aber die paar Thaler nicht auftreiben können, sollte ich gezwungen sein, mit meinem armen, kranken Kinde ein Obdach im Armenhause zu müssen, so will ich mich mit dem Gedanken trösten, daß auch Ihre Stunde einst schlagen wird, und daß Sie dann mit Schande des Augenblicks gedenken werden, in welchem Sie sich dazu hergaben, in die Hütte der Armuth zu dringen, um als Kuppler ehrlichen Leuten das Letzte zu rauben: Die Ehre und die Ruhe eines unbefleckten Gewissens."

„Freilich," polterte der Hauswirth, „Sie haben Recht, wie konnte ich denn nur einen Augenblick vergessen, daß das Weib und die Tochter eines Zuchthäuslers ehrliche Leute sind. Nun, Sie wollen ja wohl in einer Stunde die zwölf Thaler auftreiben? Ich wünsche Ihnen Glück auf dieser Bettelfahrt. Aber das sage ich Ihnen, ist diese Stunde herum und ich habe mein Geld nicht, dann können Sie gehen. Doch merken Sie sich, die wenigen Geräthschaften im Zimmer bleiben hier. Sie würden Ihnen im Armenhause auch nur die Aufnahme erschweren. Sie wissen ja, es werden dort nur möblirte Zimmer vergeben, und man könnte Ihren Hausrath vielleicht nicht unterbringen. — — — — — —

Es war bereits spät, in der neunten Stunde, als ein Executor in Begleitung zweier dürftig gekleideten Frauengestalten die J.-Straße durchschritt. Eine lange, schmale Straße, an deren äußerstem Ende sich das Armenhaus von L. befand.

Vor der Thür desselben angelangt, hielt der Executor im Lauf inne. Er klingelte und wenige Minuten darauf verriethen schwerfällige Schritte, daß der Pförtner den Ruf der Glocke vernommen hatte.

Die Thür wurde geöffnet und die drei Personen traten ein. Sie befanden sich auf einem großen, mit Kopfsteinen gepflasterten Vorraum, von welchem aus rechts eine Thür in das Aufnahme- oder Inspectionszimmer führte. Der Pförtner, eine gedrungene Gestalt in alter abgetragener Militäruniform, leuchtete den Ankommenden mit einer Blendlaterne ziemlich unsanft ins Gesicht. Für ihn hatte Kummer und Elend bereits lange die Kraft verloren, jenes Gefühl zu erzeugen, das jeder Mensch beim Anblick desselben empfindet. Ein mehr als zwanzigjähriger Dienst im Armenhause hatte ihn dazu abgestumpft.

Ihm war es, als er die eben Eingelieferten betrachtete nur darum zu thun, zu wissen, wer sie seien. Was sie hergeführt hatte, ließ ihn vollständig kalt. „Wußt' ich es doch," wandte er sich laut genug an den Executor, daß die Unglücklichen es hören konnten, „daß es so kommen muß. Da geht der Alte und bestiehlt seinen Herrn, er kommt auf's Zuchthaus und die Armenverwaltung kann dann seine hungernde Bagage durchfüttern."

Hätte der Pförtner gesehen, wie es bei seinen Worten in dem hübschen, bleichen Gesicht Mariens aufzuckte, hätte er den unnennbaren Schmerz gekannt, den seine rauhe Aeußerung bei Mutter und Tochter hervorrief, so abgehärtet er auch war, er hätte diese Worte tief bereut.

„Nicht doch, Krause," sprach der Executor leise, „sie sind wahrhaftig unschuldig. Die Mutter ist brav und das Mädchen arbeitsam, also mach' ihnen ihr hartes Loos nicht noch unerträglicher. Freilich, das arme Mädchen konnte ja heute in Glanz leben, es hätte sie auch nur ein Wort gekostet, den Weg hierher zu ersparen. Aber daß sie das Wort nicht gesprochen hat, darum ist sie werth, daß man sie doppelt hoch achte. Weiß der Himmel," fuhr er im Flüsterton fort, „wenn ich nicht eine Familie von zwölf Personen zu ernähren hätte, ich hätte die Beiden lieber bei mir aufgenommen, als daß ich sie hierher bringe. Denn das kannst Du mir glauben, Krause, nie in meinem Leben ist mir der Dienst so schwer gefallen, als auf diesem Wege......"

Die Drohung des Hauswirthes war eingetroffen! Das grausamste Geschick, das redliche, fleißige Menschen überhaupt treffen kann, hatte sie ereilt! Frau Freiwald und Marie befanden sich im Armenhause, jenem Asyl, das sich Landstreichern und Vagabunden ebenso bereitwillig öffnet wie armen Leuten, so daß man nur schwer und nur mit Zuhilfenahme der ausgebildetsten Menschenkenntniß einen Unterschied zwischen den einzelnen Charakteren der Bewohner dieser Stätte des Elends finden kann.

Die letzte Zuflucht.

„So wäre es wirklich so weit?" fragte Fräulein von Seldern bestürzt, „Leopold, sagen Sie mir Alles, verschweigen Sie mir kein Wort, es ist ja nicht möglich, was Sie mir da erzählen. Nein, nein, Sie treiben einen grausamen Scherz mit mir."

„Sparen Sie diese erregte Scene," erwiderte Leopold gelassen. „Ich bin heute gerade nicht in der Laune, wie Sie glauben, eine Comödie aufzuführen, es ist so, wie ich Ihnen sagte. Das Haus meines Vaters, oder vielmehr unser Haus, muß morgen zusammenbrechen. Nichts in der Welt kann seinen Sturz aufhalten. Verluste, die wir in Amerika erlitten und die sich auf Millionen beziffern, haben diese Krisis herbeigeführt, und wenn mir auch ein Mittel angedeutet wurde, derselben im letzten Augenblick vorzubeugen, so sind Sie, theure Eugenie, daran schuld, daß ich diesen Rettungsanker nicht ergriff."

„Ja, wie ist denn das möglich?"

„Auch das sollen Sie erfahren, doch vorher sagen Sie mir, theure Eugenie, ob Sie im Stande wären, mir ein Opfer zu bringen."

„Alles, Alles!" rief Fräulein v. Seldern in fieberhafter Spannung.

„Ich wußte ja, daß ich mich auf Sie verlassen kann. Auch ist das Opfer, das ich von Ihnen erbitte, nicht gar so schwer, es könnte gewissermaßen für eine angenehme Zerstreuung angesehen werden. Doch hören Sie: Sie werden morgen oder, wenn möglich, noch heute nach Hamburg reisen, um dort die Papiere, die ich Ihnen übergebe, umzusetzen. Freilich darf das nicht in dem ersten besten Bankhause geschehen, doch ich weiß in Hamburg Bescheid und habe Ihnen hier die Firma des betreffenden Hauses aufgeschrieben. Diese Papiere," er übergab ihr mit diesen Worten ein kleines Packet, „repräsentiren für ihren Besitzer eine Summe von nahe an zweimalhunderttausend Mark. Sie würden freilich etwa die Hälfte dafür erhalten, weil Derjenige, der sie erwirbt, erst den Tod meines Vaters abwarten muß, ehe er an die Verwerthung derselben denken kann. Indessen der Bankier, an den ich Sie gewiesen habe, ist nicht all zu prüde, er wird Ihnen keine Hindernisse in den Weg legen."

„Weshalb besorgen Sie nicht lieber das Geschäft, Leopold?"

„Meine Reise würde im gegenwärtigen Augenblick mich schwer verdächtigen. Außerdem habe ich Sie vollkommen legitimirt, so daß Sie ungefährdet die Angelegenheit erledigen können. Haben Sie das Geld in Empfang genommen, dann fahren Sie mit dem nächstfälligen Schiff nach London, wo Sie mich erwarten. Ihre Reise-Dispositionen finden Sie ebenfalls in diesem Convolut und Sie werden sehen, daß ich sehr besorgt für Sie war, sogar für den Fall, daß Sie in einer leicht erklärlichen Anwandlung munterer Laune vielleicht mit der Summe das Weite suchen wollten."

„Leopold!" rief Fräulein v. Seldern verletzt, „können Sie glauben, daß ich Sie so hintergehen würde?"

„Das gerade nicht, jedoch die Verführung hat schon Menschen zu Fall gebracht, die beinahe so tugendfest waren wie meine theure Eugenie......"

Noch lange saßen Beide plaudernd beisammen, so heiter, so ungezwungen, als ob die gleichgiltigsten Dinge von der Welt Leopold heute hergeführt hätten.

Am andern Morgen verbreitete sich zum Staunen Aller das Gerücht in L., Fräulein von Seldern, die hübsche Kokette wäre plötzlich aus der Stadt verschwunden.

Erlöst.

Still, unheimlich still war es in dem großen Saal und wenn die lautlose Stille unterbrochen wurde, so wohl nur durch das kurze, flüchtige Athmen einzelner Kranken, durch den schwerfälligen Schritt des Krankenwärters und allenfalls durch leises, oft mit Mühe unterdrücktes Schluchzen eines jungen Mädchens, welches hier am Ort des Schreckens weilte, um den Liebsten, was sie auf Erden besaß, die letzte Stunde zu erleichtern. Ihm die Augen zuzudrücken!

Marie saß an dem Bett der Mutter, die, schwer erkrankt, wohl nur noch wenige Tage, vielleicht Stunden, zu leben hatte. Es war eine seltene Ausnahme, daß man ihr gestattete, der Mutter diesen Liebesdienst zu erweisen, denn Marie war jung und im Armenhause heißt es arbeiten, schwer arbeiten, denn das Armenhaus soll ja zugleich eine Besserungsanstalt sein auch für diejenigen, welche nicht Leichtsinn und Trägheit, sondern Unglück dahin verschlagen hat.

Dennoch durfte Marie am Bett der Mutter warten. Krause, der Pförtner, hatte ihr diese Vergünstigung verschafft. Er wollte dadurch die dem Mädchen bei ihrer Aufnahme zugefügte Beleidigung gut machen.

Ein zehrendes Fieber hatte Frau Freiwald aufs Krankenlager geworfen, von dem, sie fühlte es, sie nicht mehr erstehen sollte.

„Marie," flüsterte sie plötzlich leise, „gieb mir Deine Hand, mir ist es, als ob ich bald von Dir gehen muß und da möchte ich noch gern so viel mit Dir sprechen."

Marie reichte der Mutter die Hand, während sie mit der anderen Thränen des bittersten Schmerzes trocknete. Marie beugte sich zur Mutter, denn Beide durften nur im Flüsterton sich unterhalten, um die anderen Kranken, deren Betten in der Nähe standen, nicht in ihrem Schlaf zu stören.

Plötzlich richtete sich die Mutter auf, breitete die Arme aus, als wolle sie Jemanden umfangen und fiel dann auf das kümmerliche Lager zurück.

Ein markdurchdringender Schrei entrang sich der Brust des unglücklichen Mädchens. Die Röthe auf dem Gesicht der Kranken war gewichen, ihre Augen gebrochen. — Marie hatte keine Mutter mehr!

Sie drückte unter heißen Thränen der Theuren die Augen zu, umschlang sie dann innig, während lautes, krampfhaftes Schluchzen ihr Herz erleichterte.

Still weinend verbrachte sie noch mehrere Stunden an dem Sterbebett der Geliebten, so lange, bis die Leiche derselben abgeholt wurde, um im Todtenhause untergebracht zu werden......

Zwei Tage waren vergangen. Im Armenhause waren Vorbereitungen getroffen, um die sterblichen Ueberreste der Häuslerin Malwine Freiwald auf dem Armenkirchhof, der sich in unmittelbarer Nähe befand, zu bestatten.

Zwei Kränze schmückten den einfachen, roh gezimmerten Sarg. Zwei Menschen auch folgten demselben, als er in den Armen-Leichenwagen gehoben wurde, der sich gleich darauf in ziemlich schnellem Tempo in Bewegung setzte.

Es war Marie, die mit der Mutter ihre ganze Hoffnung scheiden sah. Ihr zur Seite schritt ein kräftiger Mann in den besten Jahren, der Marie stützend, zugleich bemüht war, ihr Trost zuzusprechen. Es war der Executor Schlicht.

„Trösten Sie sich, Marie," sprach er leise, „Ihrer Mutter ist ganz wohlgeschehen und Sie werden auch nicht verlassen sein. Sie können ja arbeiten und haben auch Lust dazu. Da wird es Ihnen nicht fehlen."

„Ach, Herr Schlicht," erwiderte Marie unter einem schweren Seufzer, wo soll ich Arbeit hernehmen, da sich Alles von mir zurückzieht?"

„Das lassen Sie meine Sorge sein," antwortete der Biedermann. „Mir verschließt keiner die Thür, als höchstens die, bei denen ich pfänden soll. Die aber haben in der Regel selbst nichts zu arbeiten. Im Uebrigen aber werde ich schon so viel herbeischaffen, daß Sie es gar nicht allein fertigbringen."

„Wo soll ich aber bleiben?" fragte Marie mit einem schweren Seufzer, „wenn ich das Armenhaus verlassen muß? Wer wird mich aufnehmen?"

„Wer Sie aufnehmen wird?" fragte Schlicht ganz verwundert, „wer anders als wir."

„O, Herr Schlicht!" rief Marie, mit einem Blick inniger Dankbarkeit den neu gewonnenen Beschützer lohnend. „Wie soll ich Ihnen danken?"

„Danken? Na, das fehlte auch noch. Sie haben nichts zu danken, denn freigestanden, ich denke mit Ihnen ein ganz gutes Geschäft zu machen. Nicht allein, daß Sie mir Wohnung und Kostgeld bezahlen müssen, verlange ich auch noch Procente von Ihrem Verdienst. Ich habe an Ihrem Hauswirth Walter gesehen, daß man ohne ein bischen Wuchern heute nicht mehr durch die Welt kommt und da will ich es auch einmal so machen. Wenn ich auch erst nur klein anfangen kann."

Trotz des heftig tobenden Schmerzes mußte Marie bei den Worten des wackeren Mannes unter Thränen lächeln, der seine Wohlthat in einer so eigenen Weise anbot, als ob er dem Empfänger noch zum Dank verpflichtet wäre ....

Während der armselige Leichenconduct sich dem Friedhofe nahte, schritten drei Männer auf demselben durch die Reihen der nur spärlich geschmückten Grabhügel. Zwei von ihnen, das erkannte man auf den ersten Blick, gehörten der besseren Gesellschaft an, während der dritte, dem sie sichtlich die größte Aufmerksamkeit widmeten, ein einfacher Arbeiter zu sein schien.

Plötzlich zuckte dieser zusammen, und auf den Hügel deutend, rief er mit ängstlich entstellten Zügen: „O, führen Sie mich fort, Herr Gerichtsdirector! — Ich sehe es.—Wir sind schon auf dem Kirchhof. Sie haben mich belogen. Ich bin nicht begnadigt, ich soll hingerichtet werden. — Ich soll lebendig begraben werden. Ja, ja, da ist ja auch ein offenes Grab. — Auch mit dem Leichenwagen kommen sie schon. — Sehen Sie," er deutete dabei auf den Leichenwagen, der eben durch das Kirchhofsthor einfuhr, „da kommen sie, sie wollen mich, wenn ich hingerichtet bin, fortfahren."

„Nicht doch! Was Sie da wieder glauben," wehrte einer der Herren ab. „Kommen Sie, wir wollen dem Kutscher sagen, daß er gleich wieder umkehrt. Er hat sicher noch nichts von Ihrer Begnadigung gehört."

Ehe sich's der sichtlich Phantasirende versah, hatten die beiden Herren ihn in die Mitte genommen und schritten in seiner erzwungenen Begleitung auf Marie zu, die — in Schmerz aufgelöst, an dem frischen Grabe, das die Mutter aufnehmen sollte, leise betend niedergesunken war.

Da, als der junge Mann, der noch eben mit stieren Blicken sich in wilde Phantasien erging, die am Grabe Knieende erblickte, zuckte es plötzlich gewaltsam in ihm auf.

Er wankte einen Moment derart, daß ihn seine Begleiter nur mit Mühe halten konnten. Dann riß er sich los und mit ausgebreiteten Armen auf die Betende zustürzend, schrie er, daß es den Anwesenden durch Mark und Bein ging: „Marie!" und brach dann an der Seite der Knieenden zusammen.........

Als Marie und Herr Schlicht nach etwa einer Stunde den Armenkirchhof verließen, befanden sie sich nicht mehr allein.

Gustav Hellwig und die beiden Irrenärzte, die ihn nach L. begleitet hatten, gingen mit ihnen. Die strebsamen Männer der Wissenschaft hatten Recht in ihrer Vermuthung. Der Anblick Mariens hatte den Schleier gelüftet, der durch lange Zeit den Geist des unglücklichen Arbeiters umhüllt hatte.

Gustav Hellwig war genesen und Marie stand nicht mehr allein und schutzlos der Willkür preisgegeben.

Krise.

In dumpfer Verzweiflung maß der Commerzienrath Körner sein Privat-Cabinet. Vergebens hatte er noch bis zum letzten Augenblick gehofft, den Fall seines Hauses aufhalten zu können.

„Verloren," sprach er für sich. „Verloren! Das stolze Gebäude, woran ich Jahr und Tag mühselig arbeitete, ist zusammengebrochen und statt des sorglosen Alters, das mich einst für ein Leben rastloser Thätigkeit entschädigen sollte, habe ich nur noch Schimpf und Schande."

In diesem Augenblick trat Leopold ein. Auch er zeigte eine lebhafte Unruhe, dieselbe hatte indessen mit dem Fall des Hauses nichts gemein. Ein anderer Grund war es, der ihm die Ruhe raubte.

„Es ist gut, Leopold, daß Du kommst," sprach der Commerzienrath, ohne den Sohn eines Blickes zu würdigen. „Die rettende Hand hast Du mir entzogen, und so wirst Du wenigstens dazu bereit sein, mein Todesurtheil zu unterzeichnen."

„Wie soll ich das verstehen?" fragte Leopold doch entsetzt.

„Du weißt ja, um was es sich handelt," erwiderte der Commerzienrath mit erzwungener Ruhe. „Ich hätte Dich auch nicht weiter incommodirt, um Dich nicht Deinen Gewohnheiten zu entreißen, doch das Handelsgesetz schreibt die Formalität vor. Da lies und unterzeichne dann."

„Also doch," brachte Leopold mühsam hervor.

„Ja, ja, Du hast nur noch zu unterzeichnen. Freilich," fuhr der Commerzienrath bitter fort, „Fräulein v. Seldern wird den Fall unseres Hauses schwer beklagen. Denn die Diäten, die man uns bewilligt, werden wohl schwerlich dazu ausreichen, das kostspielige Leben dieser Dame zu bestreiten."

„Vater," fragte Leopold mit sichtlicher Angst, „ist es denn nicht möglich, daß wir noch einige Tage Frist erhalten können? Ich sehe es ein, ich habe vor acht Tagen thöricht gehandelt, als ich die Hand des Fräulein Reder ausschlug. Vielleicht läßt sich das noch gut machen. Vielleicht ahnt man in der kaufmännischen Welt noch nicht, wie es mit uns steht."

„Glaubst Du," fragte der Commerzienrath fast tonlos, „daß der Bankerott eines Hauses, wie das unsrige, nicht schon Wochen lang vorher seine untrügbaren Vorboten zeigt? Ich sehe doch, Du hast Dich sehr wenig in das kaufmännische Leben hineingearbeitet."

„Ja, sind wir denn nicht bis heute unseren Verpflichtungen pünktlich nachgekommen?"

„Freilich sind wir's. Aber frage doch den Disponenten wie. Wir sind diesen Verpflichtungen nachgekommen dadurch, daß wir alle Außenstände beitrieben. Daß wir Leuten, denen wir sonst einen Jahres-Credit bewilligten, ein Memorandum nach dem anderen schickten, und den Sconto zuletzt bei Baarzahlungen bis auf 10 Procent erhöhten, nur um Geld in der Kasse zu haben. Solche Kraftanstrengungen bleiben nicht unbemerkt und nachdem ich auch, weil ich bis zum letzten Moment auf Müller und Sohn rechnete, hier in L. so manipulirte, wird wohl alle Welt bereits ahnen, wie es um uns steht. Reder aber ist ein zu vorsichtiger Kaufmann, als daß er jetzt noch seine einzige Tochter Dir anvertrauen sollte."

„Was aber sollen wir beginnen?" fragte Leopold, jetzt im Angesicht der Gefahr doch tief erschüttert.

„Was wir beginnen sollen? Eigenthümlich. Du warst doch vor wenigen Tagen noch so zuversichtlich, als könne es Dir gar nicht fehlen. Was sich unter solchen Umständen eben beginnen läßt. Wir werden dieses Haus verlassen und eine kleine Wohnung beziehen."

„Was sprichst Du Vater? Ist denn nicht das Vermögen der Mutter gerettet, das doch mit der Firma nichts zu schaffen hat?"

„Machst Dir eigene Begriffe von den Pflichten einer wackeren Frau," erwiderte der Commerzienrath. „Ganz Deinem Charakter angemessen. Glaubst Du wirklich, eine Frau könne ruhig mit ansehen, wie der redlich strebende Mann ein Jahr lang sich müht, ihr den Kummer über den Rückgang seines Geschäftes zu verbergen? Deine Mutter wenigstens konnte es nicht. Sie hat ihren Privatbesitz geopfert, um die Verluste, die ich erlitt, zu decken. Wir haben Nichts, gar Nichts."

Zum ersten Mal in seinem Leben empfand Leopold Gewissensbisse. Wie er den Vater mit den von entbehrtem Schlaf trüben Augen, dem gramdurchfurchten Gesicht vor sich sah, da hätte er vor ihm niederfallen, seine Knie umfassen und Besserung geloben mögen. Es war zu spät. Für den Commerzienrath gab es keine Rettung mehr.

„Ja," fuhr derselbe mehr für sich, aber doch so laut, daß es Leopold hören konnte, fort, „wenn damals das Document nicht gestohlen worden wäre, dann hätte ich den Fall wohl aufhalten können. Was nützt es mir, daß ein Dritter dasselbe nicht umsetzen kann. Für mich ist es verloren."

Er bemerkte nicht, daß Leopold bei diesen Worten auf's Neue erbleichte und sich nur mühsam aufrecht erhalten konnte. Der Sohn hatte ihm in der Zeit der schwersten Bedrängniß eine so herbe Lieblosigkeit gezeigt, daß derselbe für ihn kaum noch existirte.

Wenige Minuten stand der Commerzienrath dumpf brütend vor dem zierlichen Schreibtisch seines Privat-Cabinets. Noch immer lag das für das Gericht bestimmte Schreiben vor ihm, dasselbe entbehrte noch der Unterschrift.

„Es muß sein!" rief der Commerzienrath plötzlich, eine Feder ergreifend und mit kräftigen Schriftzügen die Worte: Körner u. Sohn, demselben zufügend.

Leopold stand entfernt von dem Commerzienrath am Fenster. Er blickte hinaus in die lachende, heitere Welt, als wollte er dadurch die trüben Gedanken in seinem Innern verscheuchen. Da vernahm er plötzlich eine heftige Detonation, der unmittelbar ein dumpfer Fall folgte.

Entsetzt schaute er sich um. Der Vater, der Commerzienrath Körner, war nicht mehr. Er mochte die Schande nicht überleben. Durch einen wohlgezielten Schuß hatte er seinem Leben ein Ende gemacht.

— — — — — — — —

Acht Tage waren seit dem Tode des Commerzienraths Körner vergangen. Der Tod des unglücklichen Mannes konnte die Firma in ihrem Fall nicht aufhalten, der Concurs war angemeldet und über das Privat- und Handelsvermögen der Firma Körner u. Sohn ausgesprochen worden.

Die Frau Commerzienrath hatte die stolzen Räume, in denen sie zu walten gewohnt, verlassen. Sie hatte Zuflucht bei einer betagten Jugendfreundin gefunden, der das Leid der unglücklichen Dame tief zu Herzen ging. Gleich nach der Bestattung ihres Gatten hatte sie dieses Asyl aufgesucht. Sie mochte nicht mehr dahin zurückkehren, wo sie einst so glückliche, frohe Tage verlebt hatte, während ihr jetzt aus jedem Winkel des geräumigen Hauses nur die Mahnung an die Vergänglichkeit alles irdischen Glückes entgegenstarrte.

Der Commerzienrath war bestattet worden, einfach, still. Nur wenige Freunde hatten sich eingefunden, ihm die letzte Ehre zu erweisen. Seine hinterlassene Gattin war auf die Wohlthaten Anderer angewiesen. Sein Sohn, aller Subsistenzmittel beraubt, aber — nicht, wie der Vater einst sagte, ein Bettler.

Unruhig schritt Leopold Körner in dem eleganten Zimmer seines Vaterhauses, das er noch nicht verlassen hatte, auf und ab. Er war erlöst von langer schwerer Pein. Seine Zukunft war gesichert. Endlich hatte er einen Brief von Fräulein von Seldern erhalten, dessen Inhalt ihn aller Sorgen überhob, und doch war er beim Lesen dieser Zeilen nicht glücklich.

„Warum," rief er einmal über das andere, „hat sie so lange gezögert, bevor sie mir Nachricht zukommen ließ? Acht Tage früher, und ich hätte den Vater retten können. Das Haus Körner u. Sohn wäre nicht gefallen, und der arme Vater hätte mit seinen Gläubigern stillschweigend ein Arrangement treffen können, das ihn aller Sorgen überhob. Jetzt aber ist es zu spät, es läßt sich nichts mehr gutmachen. Was soll ich auch anders beginnen," fuhr er in seinem Selbstgespräch fort, „als das Mittel zur Rettung ergreifen, das sich mir bietet. Also fort von hier, fort, um fern von meiner Heimath ein neues Leben zu beginnen. Ich habe jetzt Geld, und Geld öffnet überall die Pforten, um seinen Besitzer einzulassen. Vorbereitet ist Alles, in einer Stunde geht der Zug, da kann ich noch vorher von der Mutter Abschied nehmen. Dann aber will ich diese Stadt verlassen, in der mir der Boden unter den Füßen brennt, und nicht eher ruhen, bis ich fern von hier die Schmach, die auf meinem Namen lastet, getilgt habe, bis ich durch eigenen Fleiß, durch eigene Thätigkeit dahin gekommen bin, der armen Mutter ein sorgloses Alter zu bereiten."

Er hatte bei diesen Worten einen kleinen zierlichen Handkoffer ergriffen und wollte darauf das Zimmer verlassen, da trat ihm in der Thür ein Fremder entgegen.

Leopold, sonst gewohnt, jedem Eindringling schroff entgegenzukommen, konnte sich einer eigenthümlichen Empfindung beim Anblick des Fremden nicht erwehren.

„Ich habe die Ehre, Herrn Leopold Körner," sprach dieser eintretend und die Thür hinter sich schließend.

„Mein Name ist Körner," erwiderte Leopold kurz. „Sie sehen aber, daß ich eben im Begriff bin, eine Reise anzutreten und deshalb wollte ich Sie bitten, mich nicht unnütz aufzuhalten."

„Ich bin weit davon entfernt, viel Worte zu machen," erwiderte der Fremde. „Ich wollte Sie nur ersuchen, die Reise vorläufig aufzuschieben und mich zu begleiten."

„Sonderbares Ansinnen," sprach Leopold für sich, dann aber fügte er in herausforderndem Ton hinzu: „Wer sind Sie denn, daß Sie sich eine solche Sprache erlauben?"

„Ich bin der Criminal-Commissarius Frey," entgegnete der Herr mit vollkommener Ruhe.

„Sehr angenehm, doch ich wüßte nicht, was ich mit der Criminal-Polizei zu schaffen habe."

„Wenn Sie der Herr sind, der mit einer gewissen Agnes Schulze in Verbindung steht, dann hätten Sie wenigstens in diesem Augenblick sehr viel mit der Criminal-Polizei zu schaffen."

„Agnes Schulze?" fragte Leopold lächelnd.

„Nun, nennen wir die Dame Eugenie von Seldern. Der Name dürfte Ihnen bekannter und geläufiger sein. Es ist dieselbe, von der Sie erst heute einen Brief empfingen, in dem sie Ihnen die Verwerthung gewisser Papiere anzeigt."

Bleich und verstört blickte Leopold auf den Criminal-Commissarius, dessen letzte Worte ihm vollständig die Besinnung geraubt hatten. Dieser schien aus dem Benehmen Leopold's dessen Schuld zu erkennen.

„Ich verhafte Sie im Namen des Gesetzes," sprach er mit ruhiger, fester Stimme und verließ gleich darauf in der Begleitung des jungen Mannes das Körner'sche Haus.

Namenlos.

Carl Freiwald befand sich, wie wir wissen, im Zuchthause. Achtzehn Monate der harten, entehrenden Strafe hatte er bereits überstanden.

Freiwald, der nie in seinem Leben irgend eine Strafe erlitten, gebärdete sich wie ein Verzweifelter, als er eingeliefert wurde; als unter dem Messer eines Mitgefangenen sein Bart, sein Haar fiel; als ihm die Sträflings-Kleidung angelegt wurde.

Das aber konnte die Beamten nicht milder stimmen. Dergleichen wiederholte sich oft im Zuchthause und zog den Renitenten nur strenge Disciplinarstrafen zu. Mit der Zeit legte sich auch bei Freiwald die Erregung und machte einer dumpfen Melancholie Platz.

Halb träumend trat er am Morgen mit anderen Kameraden den Weg nach dem Arbeitssaal an, mechanisch verrichtete er das ihm übertragene Pensum von Arbeit und wenn ja wieder der Gedanke an Weib und Kind ihn zu äußerster Verzweiflung trieb, dann genügt ein Blick auf den Gefangenwärter, den Groll niederzukämpfen. So hatte er nun bald sechszehn Monate verlebt, als ihn die Mittheilung vom Tode seiner Frau traf.

Der Anstaltsgeistliche brachte ihm die Schreckenskunde. Ruhig, ohne eine Thräne zu vergießen, hatte Freiwald die Botschaft hingenommen.

Wiederum waren Wochen vergangen. Freiwald ging der gewöhnlichen Beschäftigung nach, das heißt, er verrichtete in dem Arbeitssaale unter strengster Aufsicht das, was ihm aufgetragen war. Nur war er still und in sich verschlossen. Sprechen freilich durften die Zuchthäusler bei ihren Arbeiten überhaupt nicht. Aber selbst an der Zeichensprache, mittelst welcher die Unglücklichen einander verständlich machen, und die Jeder von ihnen nothgedrungen als das einzige Mittel einer Verständigung unter einander schnell erlernt, betheiligte er sich nicht.

Finster und verschlossen betrat er des Morgens den Arbeitssaal, ebenso ließ er sich auch, wenn die Arbeit verrichtet war, in den Schlafsaal zurückführen. Für ihn existirte kein Wesen mehr, dem er auch nur durch einen Blick Theilnahme zeigen mochte.

Wieder tönte die Glocke, welche die Sträflinge zur Arbeit rief. Wieder zogen sie in der buntscheckigen Anstaltskleidung, mit bleichem Gesicht und schleppendem Gang, von mehreren mit Seitengewehr bewaffneten Beamten begleitet, nach dem Arbeitssaal.

Und dennoch, wer die Unglücklichen heute beobachtete, konnte eine eigene Aufregung an ihnen wahrnehmen. Es war der Donnerstag nach dem Ersten. Am Mittwoch nach dem Ersten pflegten in der Anstalt die neu Verurtheilten einzutreffen, am Tage darauf betraten sie zum ersten Male den Arbeitssaal.

Dieser Umstand gab den Sträflingen stets eine gewisse Abwechselung. Die alten routinirten Verbrecher fanden unter den Ankömmlingen in der Regel Bekannte. Freilich durften sie mit diesen keine Silbe wechseln. Indessen, schon der Anblick eines früheren Complicen brachte für die Unglücklichen einige Abwechselung in das monotone Leben.

Kaum hatten die Sträflinge an ihren Arbeitsplätzen sich niedergelassen, als der Gefangenwärter mit sechs neuen Schicksalsgefährten eintrat. Unwillkürlich richteten sich alle Blicke auf die Ankommenden. Auch Freiwald blickte von der eben begonnenen Arbeit empor, um die neuen Unglücksgefährten zu betrachten.

Da plötzlich wechselte er die Farbe, er wurde bald bleich, bald roth. Seine Augen, die seit Monaten bereits stumpf wie die eines Irrsinnigen stierten, zeigten einen unheimlichen Glanz. Seine Hände ballten sich und ehe es Jemand verhindern konnte, stürzte er sich wie ein Tiger auf einen der neu eingelieferten Sträflinge.

„Elender!" rief er, den Hals des Ueberraschten wie mit eisernen Klammern umspannend, „Du hast das Geld, das Du mir gabst, beim Herrn Commerzienrath gestohlen. — Du hast mich elend gemacht. — Du hast mein Weib ermordet."

Der Angegriffene konnte sich nicht vertheidigen. Der Ueberfall geschah zu plötzlich. Die übrigen Sträflinge blickten erschreckt auf die Kampfscene. Sie durften die Streitenden nicht trennen, wollten sie sich nicht des schweren Verbrechens der Emeute schuldig machen.

Es war das auch nicht nöthig, denn nur eine Minute währte der Kampf. In der nächsten bereits hatte der Gefangenaufseher das Nothsignal gegeben und stand gleich darauf mit gezogenem Hirschfänger den Kämpfenden gegenüber.

„Zurück!" rief er, „oder ich zerschmetere Euch den Schädel!"

Eine vergebliche Drohung. Freiwald schäumte vor Wuth. Er hatte sein Opfer festgepackt, das unter dem wuchtigen Druck seiner Hände bereits zu röcheln begann. Roth und blau schillerte das Gesicht des Unglücklichen, der in jedem Augenblick dem Tode entgegensah.

Da, im Moment der äußersten Gefahr, wurde die Thür des Arbeitssaals aufgerissen. Mehrere Beamte stürzten herein und ihren vereinten Anstrengungen gelang es, Freiwald gewaltsam sein Opfer zu entreißen. Im nächsten Augenblick waren ihm Handschellen angelegt und, von zwei Gefangenwärtern begleitet, trat er den Weg nach dem Diretionsbüreau an, um vom Director selbst die Strafe für seine Widersetzlichkeit zudictirt zu erhalten.

Gleichgiltig folgte er den Beamten nach dem Büreau. Es war, als ob er bereits so abgehärtet, daß ihn die härteste Disciplinarstrafe nicht schrecken konnte.

„Wir bringen Nummero 116 aus dem ersten Saal," meldete ein Gefangenwärter. „Er hat eben einen der Sträflinge überfallen, den er ohne unser gewaltsames Einschreiten getödtet haben würde."

„Nummero 116," wiederholte der Director, dem Sträfling einen vernichtenden Blick zuwerfend. Dann griff er nach einem Buch und schlug da die Seite Nr. 116 auf. Kaum aber hatte er einen Blick hineingeworfen, als er tief erschüttert zusammenzuckte.

„Nehmen Sie dem Mann die Handschellen ab!" rief er den Gefangenwärtern zu mit einer Hast, als könnte der Befehl nicht schnell genug ausgeführt werden.

Mechanisch hielt Freiwald den Wärtern die gefesselten Hände hin, welche sofort die Fesseln losten.

„Gehen Sie!" rief der Director den Beamten zu, „ich habe mit dem Mann allein zu sprechen."

Die Beamten verließen, an strenge Disciplin gewöhnt, militärisch grüßend das Büreau.

„Herr Freiwald," nahm der Director, nachdem Beide allein waren, das Wort, „fassen Sie sich. Ich habe Ihnen eine angenehme Mittheilung zu machen: Sie sind entlassen."

„Entlassen? Ich?" fragte Freiwald, mit dem Ausdruck des Zweifels. „Hat man mich vielleicht begnadigt, Herr Director, ich verlange keine Begnadigung. Lassen Sie mich ruhig die Strafe büßen, die mir wegen schweren Diebstahls zudictirt ist."

„Hören Sie mich doch an," bat der Director tief bewegt. „Sie sind nicht begnadigt. Ein unglückliches Mißverständniß—ein seltenes Zusammentreffen von Umständen — Sie sind unschuldig —"

„Unschuldig! Allmächtiger Gott, ich unschuldig! O, warum mußte meine gute Frau das nicht erleben? Ein Mißverständniß, ein Zusammentreffen von seltenen Umständen genügte, mich dem Zuchthause zu überliefern, meine Familie unglücklich zu machen, mein Weib zu morden. Und dieser Gerold! O, warum hat man ihn aus meinen Händen befreit, als ich mich an ihm rächen wollte!"

„Freuen Sie sich darüber, denn Ihre Rache hätte einen Unschuldigen getroffen."

„Wie, war er es denn nicht, dieser Gerold, der den Diebstahl beim Commerzienrath ausführte?"

„Nein. Gerold ist zwar einer der gewiegtesten Verbrecher, aber mit dem Diebstahl, dessen man Sie verdächtigte, hat er nichts zu schaffen. Der Sohn des Commerzienraths Körner hat den Diebstahl selbst ausgeführt, um mit dem entwendeten Betrag eine Ehrenschuld zu tilgen. Bei der Gelegenheit fiel ihm auch ein Document in die Hände, dessen Verwerthung ihn nach beinahe zwei Jahren entlarvte. Ihn und seine Helfershelferin, eine Prostituirte."

„Allmächtiger Himmel, so ist meine Unschuld klar bewiesen!" rief Freiwald mit gefalteten Händen zum Himmel blickend.

Dann aber erwachte plötzlich der Gedanke an all' das Schreckliche in ihm, was er durch beinahe zwei Jahre hatte erdulden müssen.

„Frei!" rief er, „unschuldig! Aber wer giebt mir mein armes Weib wieder, das schmachbedeckt in die Grube fahren mußte. Wer entschädigt mich für die erlittenen Qualen. Wer schafft mir die Mittel, mich ernähren zu können. Jetzt, wo meine Kraft durch seelische und körperliche Pein gebrochen ist. Wo ich siech und elend dieses Haus verlasse?"

Ein mitleidiges Achselzucken des Anstaltsdirectors war die Antwort. Dann ging er an eine Kassette, nahm aus derselben eine Summe von etwa hundert Mark und zählte sie Herrn Freiwald hin.

Es war der Betrag seines Arbeitslohnes in der Strafanstalt. Freiwald mußte über den Empfang quittiren. Als er sich entfernen wollte, drückte ihm der Director eine kleine Geldrolle in die Hand.

„Nehmen Sie," sprach er, „Sie werden es brauchen können. Vor einer Stunde, als der Befehl hier eintraf, Sie zu entlassen, war zufällig ein reicher Gutsbesitzer bei mir. Er hörte von Ihrem Geschick und human, ersuchte er mich, Ihnen diese Summe einzuhändigen."

Einen Moment blinkte es wie Thränen in den Augen Freiwald's, dann aber verfinsterte sich sein Gesicht und das Geld auf den vor ihm stehenden Tisch niederlegend, sprach er:

„Herr Director, sagen Sie dem braven Mann Dank in meinem Namen, doch ich kann das Geld nicht annehmen. Ich habe, bis ich hierherkam, durch ehrliche Arbeit verdient, was ich brauchte. Ich will kein Almosen. Ein Almosen, Herr Director, kann die Schmach nicht sühnen, die mir zugefügt ist. Geld kann mich nicht für meine verlorene Gesundheit entschädigen. Da trete ich nun hinaus," fuhr er mit bewegter Stimme fort, „hinaus in die Welt, arm und elend, und weiß kaum, ob ich daheim noch eine Stätte finde, wo ich mein Haupt niederlegen kann. Alles durch die Schuld eines Elenden, Leichtsinnigen, der in Folge seiner vornehmen Verbindungen vielleicht mit der gelindesten Strafe wegkommt."

„Der Unglückliche hat seine Strafe bereits empfangen," erwiderte der Director ernst. „Dem irdischen Richter vorgreifend, hat er sich, einen Tag nach Einlieferung ins Gefängniß, erdrosselt."

Ein Wiedersehen.

Mehrere Monate war Gustav Hellwig bereits wieder in L. Er hatte sich schnell erholt und seinem Drängen folgend, willigte Marie in die Verbindung mit ihm. Still sollte dieselbe vor sich gehen, still und geräuschlos, denn ihr tief niedergedrücktes Gemüth mochte keine geräuschvollen Freuden ertragen.

Es war eine kleine Gesellschaft, die sich zur Hochzeitsfeier eingefunden hatte. Marie dachte inmitten der Freude, die sie umgab, an die heimgegangene Mutter, an den Vater, der im Zuchthause schmachtete.

Da plötzlich wurde die Thür geöffnet und der Prediger, welcher Gustav und Marie copulirt hatte, trat in Begleitung eines einfach, aber sorgfältig gekleideten alten Mannes ein.

Der Prediger führte seinen Begleiter, denn bleich und kränklich, schien demselben die Kraft zu fehlen, ungestützt fortzukommen.

Gustav und Marie blickten den Fremden forschend an. Immer mehr versenkte sich Marie in die Gesichtszüge desselben, die ihr bekannt vorkamen. Endlich hatte die Erinnerung sie auf den rechten Pfad geführt. Mit dem Ausruf: „Vater, mein Vater!" flog sie auf ihn zu und barg laut schluchzend das mit dem Myrthenkranz geschmückte Haupt an seiner Brust.

Die Hochzeit war vorüber. Karl Freiwald wohnte bei seinen Kindern, aber seine Gesundheit war ruinirt, er hatte aus dem Zuchthause den Keim zur Schwindsucht mitgebracht.

Eines Morgens trug man ihn hinaus auf den Armenkirchhof von L. Zwar wollte ihm die Stadt ein Grab auf einem anderen Kirchhof freigeben, doch er hatte den Wunsch ausgesprochen, nach seinem Tode an der Seite seines Weibes bestattet zu werden.

Es war ein reiches Gefolge, das den Leichenconduct bildete. Auch die Geschworenen, die einst zu seiner Verurtheilung beigetragen, waren vollzählig erschienen.

Was aber hatte der, dem man das letzte Bett bereitete, von all dem Gepränge? Er hatte beinahe zwei Jahre die Fesseln des Zuchthauses getragen. Seine treue Lebensgefährtin war dem falschen Urtheilsspruch zum Opfer gefallen. Die wenigen Habseligkeiten, die er durch jahrelangen Fleiß sich erworben, waren verloren und das Leben im Zuchthause hatte in seiner Brust den Keim zu der tödtlichen Krankheit erstehen machen, der er zum Opfer fiel. Wieder war eine Familie durch ein seltenes Zusammentreffen von Umständen ruinirt. Wieder war ein Justizmord begangen, ohne daß der Staat die Mittel bereit hatte, den hart Getroffenen zu entschädigen.

Wir aber fragen uns demgegenüber: „Wie lange wird es noch dauern, bis der Staat diese heiligste aller Pflichten, die Pflicht der vollen Entschädigung unschuldig Verurtheilter anerkennt? — Wie lange noch?"

(Ende.)

Sargschlüssel.

Dieser Tage fuhr eine elegante Equipage vor dem Laurel Hill Friedhofe in Philadelphia vor. Eine schlanke, in Halbtrauer gekleidete Frau stieg aus und wandte sich mit der Frage an den am Eingange stehenden Todtengräber, ob er Zeit habe, sie zu begleiten. Beide verschwanden in den Reihen der Gräber. Nach einer halben Stunde kehrten sie zurück, die Dame bestieg ihren Wagen und nickte dem Beamten, der sie beim Einsteigen unterstützt hatte, zum Abschied, gnädig zu.

„Wer war denn das herrliche Weib?" fragte Herr Dixon, ein Mitglied des Aufsichtsrathes über den Friedhof, den Todtengräber. „Die Wittwe des reichen Bankiers Adams, der gerade vor einem Jahre gestorben ist. Sie wendet mir ein hübsches Stück Geld zu, aber ich mache nicht mehr mit." — „Wie ist das zu verstehen?" — „Na, das sollten Sie doch eigentlich wissen, Herr Commissär. Der Sarg des Herrn Adams ist noch einer von den wenigen, die mit einem Schlosse versehen sind. Die Mode, solche Särge zu benutzen, kommt mehr und mehr ab, und das ist ein Glück. Sahen Sie nicht den Schlüssel, den die Dame an einem feinen, goldenen Kettchen am Halse trägt? Das ist der Sargschlüssel. Kurz nach dem Tode ihres Gatten besuchte die Dame fast täglich die Familiengruft, in welcher ihr Mann beigesetzt ist; mich nahm sie dahin mit, damit ich, nachdem sie den Sarg aufgeschlossen hatte, den schweren Deckel öffne. Dann hatte ich mich zu entfernen und begleitete die Dame zurück, nachdem diese die Gruft verlassen und mit dem Schlüssel, den sie ebenfalls bei sich trägt, verschlossen hatte. Im Winter habe ich ihr oft erst einen Weg nach der Gruft durch den Schnee ausschaufeln müssen. Auch heute habe ich der Dame wieder den Deckel von dem Sarge abgehoben. Den Anblick, den die Leiche jetzt bietet, kann ich Ihnen nicht schildern; er ist schauderhaft. Unsereins ist doch an Gräber und Grüfte gewöhnt, aber selbst mich hat der Anblick krank gemacht. Höchstens die Kleider, welche der Todte trägt, könnnen noch eine Erinnerung an ihn zurückrufen, was von seinem Körper übrig ist, muß jedes freundliche Bild verwischen, das wir uns von Einem machen, der uns theuer war. Die Herren Commissäre sollten den Gebrauch verschließbarer Särge oder wenigstens das Oeffnen derselben, wenn eine gewisse Zeit nach der Beisetzung verronnen ist, verbieten. Von dem schädlichen Einflusse auf die Gesundheit will ich noch gar nichts sagen, aber es ist noch keine sechs Monate her, daß eine Dame in Folge der Oeffnung des Sarges ihres Kindes verrückt geworden ist.

Dieselbe hatte darauf bestanden, daß der Sarg ihres Lieblings mit demselben Schlüssel geschlossen werden konnte, der das Schränkchen schloß, in dem seine Kleider und Spielsachen verwahrt wurden. Zu arbeiten brauchen die reichen Leute nichts, und so verbrachte die unglückliche Mutter fast alle ihre Zeit damit, die Kleider des Kindes zu betrachten und zu betasten oder an seinem offenen Sarge ihren Schmerz immer wieder zu erneuern und zu verschärfen. Müssiggang gebiert übleGedanken, und so packte denn die Frau Kleider aus dem Schränkchen zusammen, fuhr hierher und begann die Leiche ihres Kindes umzukleiden. Die Berührung der verwesenden Masse, die einst ein wunderlieblicher Körper gewesen war, erfüllte die Frau mit solchem Entsetzen, daß sie in die Nacht des Wahnsinns verfiel. Zu ihrem Glücke erkrankte die Frau kurz darauf an einem hitzigen Nervenfieber, das sie an den Rand des Grabes brachte, von dem sie aber nach Monaten genesen ist. Hätte sich die Natur nicht in dieser Weise geholfen, so wäre die Frau wohl für immer wahnsinnig geblieben. Heilig ist der Schmerz um unsere Todten, und man soll nicht mit demselben spielen, und die Herren Commissäre sollten das Oeffnen der Särge verbieten."

Herkimer's Denkmal.

Unter den landschaftlichen Schönheiten des Staates New York nimmt das Mohawk-Thal eine der ersten Stellen ein. An wogenden Fruchtfeldern, an schroffen Felswänden, an lachenden Wiesengründen, an romantischen Schluchten vorüber führt uns im Sommer das Dampfroß nach der Ansiedelung, die 1722 und 1723 der damalige Gouverneur Burnett gründete. Unter den Ansiedlern, die sämmtlich von deutscher Abkunft waren, befand sich auch Johann Jost Herckheimer, dessen Name natürlich sofort in Herkimer englisirt wurde. 1776 wurde Nikolaus Herckheimer, der älteste Sohn des Johann Jost vom „Convente des Staates New York" zum Brigade-General sämmtlicher Milizen des Countys Tryon ernannt und erhielt am 6. August 1777 in einem mörderischen Kampfe mit den Indianern einen Schuß in's Knie, der ihm das Bein vollständig zerschmetterte. Er ließ sich an einen Baum lehnen, zündete seine Pfeife an und leitete mit klarem Auge das Gefecht. Die Indianer kamen in's Gedränge, aber die Engländer eilten ihnen zu Hilfe, doch auch sie wurden schließlich von Herckheimer's Leuten in die Flucht geschlagen. Nunmehr erst ließ sich der General nach einem Hause tragen, die Aerzte amputirten sein Bein, aber der tapfere Mann starb 11 Tage später und wurde in der Nähe jenes Hauses beerdigt. Ein einfacher Stein auf seinem Grabe trägt die Inschrift: „Nikolaus Herckheimer, gestorben am 17. August 1777 in Folge seiner Verwundung in der Schlacht bei Oriskany."

Bereits im October 1777 bewilligte der Congreß als Anerkennung für die Verdienste Herckheimers 8500 zur Errichtung eines Denkmals für denselben, allein es blieb beim guten Willen. Als der hundertjährige Gedenktag der Schlacht im Jahre 1877 gefeiert wurde, trat eine Anzahl patriotischer Bürger zusammen, um sich darüber zu berathen, wie man die Schuld an Herckheimer abtragen könne. Eine Anzahl deutscher Vereine in Central-New York wurde hinzugezogen und es ward schließlich beschlossen, mit freiwilligen Beiträgen dem Sieger von Oriskany ein Denkmal zu setzen. Ein Baucomite wurde ernannt und dieses hat die Arbeiten so gefördert, daß das Denkmal am 6. dfs. Mts. eingeweiht werden konnte. Das Piedestal und die Säule des Monuments haben eine Höhe von 85 Fuß und stehen auf einem Fundamente, das 105 Fuß hoch über dem Niveau des Erie-Kanals liegt. Letzteres hat eine Grundfläche von 24 Fuß 4 Zoll im Quadrat und ist 13 Fuß tief in den Boden eingelassen. Das Denkmal ist aus dem in Onandaga Co. vorkommenden Sandstein angefertigt. Das Basrelief an der Vorderseite des Obelisken zeigt Herckheimer, wie er trotz seiner Verwundung den Kampf leitet; die übrigen Seiten zeigen Scenen aus den Kämpfen und folgende Widmung: „Hier wurde am 6. August 1777 die Schlacht von Oriskany geschlagen. Hier wurde die britische Invasion gehemmt und durchkreuzt; hier leitete General Nicholas Herckheimer, der unerschrockene Führer der amerikanischen Streitkräfte, obgleich zum Tode verwundet, das Gefecht, bis der Feind in die Flucht geschlagen war. Das Lebensblut von mehr als 200 für ihr Land begeisterter Helden hat dies Schlachtfeld für ewig geheiligt."

Verschiedenes.

— Mit der Versicherung, die reine Wahrheit zu berichten, tischt der „Voltaire" seinen Lesern folgenden Vorgang auf, der sich anläßlich des jüngst gefeierten Nationalfestes zugetragen haben soll. In einem kleinen Badeort hat sich eine Gesellschaft von Royalisten zusammengefunden, welchen die Vorbereitungen zu dem Nationalfeste ein Gräuel sind. Am heftigsten eifert der ältliche Herzog von Hallali gegen die Triumphbogen, den Freiheitsbaum, die „Marseillaise" und was sonst noch die Nationalfeier kennzeichnet. Er versammelt die Getreuen alten und neueren Adels, auch sogar einen Fabrikanten, der in monarchistischer Gesinnung macht, wie zu einer Verschwörung, und theilt ihnen seinen Entschluß mit, selbst den Freiheitsbaum zu erklettern, um ihn mit einem Lilienbanner zu schmücken. Der lichtvolle Gedanke findet begeisterten Beifall. Gräfin Louise opfert ein prachtvolles Ballkleid aus weißem Atlas, an dem nun geschnitten, genäht und gestickt wird, bis es zum Lilienbanner verwandelt ist. Als Schleife hat ein Jüngling das weiße Band dargeboten, welches bei seiner ersten Kommunion seinen Rockärmel schmückte. Während das ganze Dorf im Schlummer liegt, holt der Herzog die sinnige Gabe ab, gefolgt von seinem alten Diener, der eine Leiter trägt. Aus der Entfernung begleiten die Freunde den kühnen Recken, der auszieht wie zur Eroberung des heiligen Grabes. Er hat glücklich den Baum erklettert und die Fahne flattert hinaus in die dunkle Nacht.......Da plötzlich sehen sich die Verschwörer von einigen Plebejern umringt, die ihnen Befehl ertheilen, sich zu zerstreuen. Sie gehorchen, wenn auch ungern, haben aber noch Zeit zu bemerken, daß die Leiter von dem Baume weggezogen worden ist. Am Fuße desselben findet sich in frühester Morgenstunde eine Schaar von Spöttern ein, die den Herzog wie einen Papagei begrüßen und fragen: „Hast Du schon gefrühstückt? Gefällt es Dir auf Deinem Ständer?" Später reicht man ihm mitleidig eine Leiter dar; aber er kann sich über das lächerliche Abenteuer ebenso wenig trösten, als seine Freundinnen.

— Ueber einen traurigen Unfall, welcher sich am 18. Juli in Bromberg ereignete, liegt in der „Posener Zeitung" folgender Bericht vor: Der Divisionscommandeur Generallieutenant v. Radecke ritt zwischen 5 und 6 Morgens auf dem hiesigen Militärschießplatze, der sich hinter dem Exercierplatze an der Danziger Chaussee im Jagdschützer Walde befindet und woselbst das 21. Infanterie-Regiment oder Abtheilungen desselben auf eine 600 Meter entfernte Scheibe schossen, hinter den Schießständen umher, um Kinder, welche im Walde Erdbeeren sammelten, zu verscheuchen, damit durch eine etwa verirrte Kugel nicht ein Unglück herbeigeführt werde. Hierbei ist derselbe aber selbst von einer solchen Kugel getroffen und am linken Oberschenkel nicht unbedeutend verwundet worden.

— Unter den Offizieren der 1848—1849er ungarischen Honvedarmee ist eine Bewegung im Zuge, welche dahin abzielt, zur Entlastung Arthur Görgey's von der Anklage des Verrathes eine Erklärung zu veröffentlichen. Am 20. Mai d. J. hielten die Herren eine Konferenz. Es war unter vielen anderen Waffengenossen auch Georg Klapka zugegen. Man war einig in der Ansicht, daß es jetzt, da die lebenden Zeugen jener großen Ereignisse einer nach dem Anderen aus den Reihen der Lebenden scheiden, an der Zeit sei, sich in der Sache zu äußern. Die Versammlung erklärte, daß sie die Frage nicht so sehr für eine persönliche, als vielmehr für eine nationale erachte, denn es wäre eine Schmach für die Nation, wenn die Geschichte verzeichnen würde, daß in einem großen historischen Moment der Oberbefehlshaber das Land verrathen habe, während diese Anklage eine Unwahrheit ist. Der Text der Erklärung, welche im Namen zahlreicher hochgeachteter und allbekannter Männer des Freiheitskampfes erfließen soll, wird demnächst festgestellt werden.— (Arthur Görgey, Führer der ungarischen Revolutions-Armee, schloß im August 1849 mit den Russen, welche den Oesterreichern zu Hilfe gekommen und in Ungarn eingedrungen waren, bei Vilagos eine Kapitulation ab, welche der „Rebellion" ein Ende machte.)

— Ein vor 19 Jahren in Tonia, Galizien, verübter Vatermord ist erst jetzt an's Tageslicht gekommen. Der Einwohner Richter in Tonia lebte damals mit seiner Frau in unglücklichen Verhältnissen. Die Frau suchte den leiblichen Sohn zur Beiseiteschaffung des Vaters zu veranlassen. Der Sohn ließ sich überreden, lieh sich von einem Nachbar eine Flinte, wofür er 4 Mark Leihgeld zahlte, lauerte seinem Vater auf und erschoß diesen. Der Nachbar ging kurz nach diesem Vorfall nach Rußland, und so schwebte bisher ein vollständiges Dunkel über dieser Mordaffaire, da nicht der geringste Verdacht vorlag (?). Vor Kurzem kehrte der Nachbar aus Rußland zurück, und durch ihn wurde die Sache verrathen. Vorige Woche sind nun die Ehefrau, der Sohn und eine Tochter des Ermordeten, ebenso der Nachbar gefänglich eingezogen worden. Der Sohn soll bereits ein Geständniß abgelegt haben.

— Eine originelle Ausstellung hat der Fachverein der Schuhmacher Wiens in Neulerchenfeld eröffnet, eine Ausstellung, die den instructiven Zweck hat, Meistern und Gesellen die Mittel zur Herstellung tadellosen, anatomisch-korekten Schuhwerkes und die Resultate dieses Strebens vorzuführen. Um die Marmorbüste von Hans Sachs, dem deutschen Meister, herum lagern auf Tischen Modelle von Schuhen und Stiefeln von dem zartesten Ballschuh der Ballkönigin hinab bis zum wasserdichten Stiefelkoloß des Kanalräumers, dann Zeichnungen, aus denen ersichtlich wird, daß das Maßnehmen aus geometrischen Grundsätzen bei Berücksichtigung der Anatomie erfolgt, und daß das Schuhmachen auf wissenschaftlicher Basis ruht.

— Wie die Athener „Stoa" meldet, wurde vor einiger Zeit der griechische Kriegsdampfer „Paralos" angewiesen, sich nach Nauplia zu begeben, um dort den Scharfrichter und seine Guillotine nebst einigen Soldaten an Bord zu nehmen und mit denselben dann eine Rundreise um das Königreich anzutreten. In Griechenland finden nämlich die Hinrichtungen, um das viele Hin- und Herfahren des einzigen Scharfrichters im Lande und die damit verbundenen Auslagen zu ersparen, immer nur im Juli statt. Die Todescandidaten werden dann nach einigen schon dazu bestimmten Küstenstädten geschafft, in denen nun die Hinrichtungen stattfinden. Als die griechische Regierung vor einigen Jahren einen neuen Scharfrichter suchte, da wollte sich Niemand zu diesem traurigen Amte melden. Sie begnadigte daher einen zum Tode verurtheilten Sträfling und ernannte ihn zum Scharfrichter. Damit derselbe jedoch nicht entfliehe, wird er in Nauplia gefangen gehalten. Tritt er dann seine Rundreise an, so wird er der Obhut einiger Soldaten anvertraut.

— Stoßseufzer. „Wir kommen halt alleweil weiter 'runter! Früher haben wir an' Tele-graf g'habt, und jetzt sind wir gar schon beim Tele-von!"

In der Sommerfrische.

Ozonreiche Gespräche aus allen Bädern und Baedeckern

— „Sie haben Ihr Hänschen diesmal nicht mitgebracht, gnädige Frau?"

„Nein, ich habe ihn in Berlin in Pension zu einem Lehrer gegeben."

„Ach Gott, warum ist denn das arme Kind in der Hauptstadt zurückgeblieben?"

„Offen gestanden, weil er es in der Schule zu sehr war."

— „Wo mag der Rentier Müller aus Pirna, der in voriger Woche zur Kur angekommen ist, nur stecken? Man sieht ihn ja fast gar nicht."

„Der? Der sitzt den ganzen Tag und fängt Fische."

„So? Also ein Angelsachse."

— „Grüß Gott, Herr Commerzienrath! Bin ungemein erfreut, Sie wieder auf dem Rigi anzutreffen. Haben Sie etwas von unserer vorjährigen Tafelrunde gehört? Was macht der Hauptmann v. Stramm?"

„Der hat sich verheirathet und verlebt die Flitterwochen auf dem Seelisberg."

„Und wie geht es dem Professor Dürrbein?"

„Der war im Winter sehr krank und braucht die Kaltwasserkur auf dem Feldberg."

„Und wie befindet sich der Bankdirector Windig?"

„Der hat betrügerischen Bankerott gemacht und ist über alle Berge."

— „Ist es wahr, daß der Assessor Streber sich bei der reichen jungen Wittwe, der er so auffallend den Hof machte, einen Korb geholt hat?"

„Man sagt es."

„Darum sieht er so abgefallen aus."

— „Der hiesige Mineralbrunnen ist ja unzweifelhaft sehr heilkräftig, aber doch nur für gewisse Leiden; falsch angewandt, wirkt er sogar höchst verderblich. Ich habe Patienten gekannt, die starben davon."

„Sehr wahr! Das werden Ihnen aber die hiesigen Badeärzte und Einwohner nie zugeben."

„Und warum nicht?"

„Die leben davon."

Altes Sprüchwort mit neuer Ergänzung.

Wie der Acker,
So die Rübchen,
Wie der Vater,
So die Bübchen;
Wie die Mutter,
So die Töchter —
Gewöhnlich noch
E' bisl schlechter.

— Wurst wider Wurst. Die beiden Philologen Nitzel und Bitzel erfreuen sich tadelloser Glatzen. Während aber Nitzel die seinige ungenirt einherträgt, verbirgt Bitzel die seinige, in der Meinung, Niemand merke sie, unter einer wohlgepflegten Perrücke. Beide waren nun eines Tages über die Deutung einer Stelle im Plato arg zusammengerathen. Kurz darauf begegnen sie sich auf der Promenade. Diese Gelegenheit benützt Professor Bitzel, seinem Gegner einen Hieb zu versetzen, und als sie daher Beide beim Gruße die Hüte lüften, ruft er dem Anderen zu: „Ei, guten Morgen, Platto!" worauf dieser ruhig erwidert: „Guten Morgen, Perückles!"

— Subjective Anschauung. — In der Realschule zu Rathhausen wurden die Schüler in der Geographiestunde um das Erwähnenswertheste der Stadt Friedberg gefragt. Nachdem die Schüler Alles erwähnt hatten, ausgenommen das Blindeninstitut, fragte der Lehrer: „Nun, ist nicht auch noch eine Anstalt für Unglückliche dort?"—Sofort rief einer: „Das Schullehrer-Seminar."

— Musikalischer Jux. — Wie gewinnt man mit Hilfe von sechs Componisten das Herz eines jungen Mädchens?—Man fängt mit List (Liszt) an, dann schickt man ihr einen Strauß; darauf geht man in ihre Familie zum Souper (Suppe), dann zeigt man „Rubinstein" und „Goldmark", schließlich findet sich de Lieb' (Delibes) ganz von selbst.

— Reporter-Glück. — Ein Zeitungs-Berichterstatter lauft den halben Tag in den Straßen herum, ohne einen Stoff zu einem Bericht zu finden. Plötzlich fällt ein Blumentopf auf seinen Cylinder und ganz glücklich ruft er aus: „Gottlob, jetzt verdien' ich mir doch ein Mittagessen!"

— Vorsichtig. Oberförster: „Aber, Herr Baron, warum haben Sie denn nicht auf den Eber geschossen; waren Sie denn nicht nahe genug, um schießen zu können?"— Baron: „Wie haißt, nicht nahe genug? Nahe genug war ich schon, aber nicht weit genug, — da werd' ich mer hüten und schießen!"

— Elternstolz. Circusdirector (zu einem neuengagirten Clown): „Haben Sie auch Kinder?" — Clown: „Ja, ein Mädl und einen Bub'n. Das Mädl taugt nicht viel, aber aus dem Bub'n wird ein Künstler werden." — Direktor: „So! Wie wissen Sie das?" — Clown: „Denken Sie sich nur, er ist erst vier Jahre alt und beißt sich schon regelmäßig die Nägel von den Zehen ab!"

— Abgeblitzt. Lieutenant: „Aber, gnädiges Fräulein, haben Sie mich denn nie an Ihrem Fenster vorbeireiten sehen?" Fräulein: „Nein! Sie haben gewiß kein schönes Pferd, sonst müßten Sie mir doch aufgefallen sein!"

— Vor Gericht. — Richter: „Angeklagter, Sie haben den Kläger bei Gelegenheit dieses Wortwechsels einen „grünen Jungen" genannt; wissen Sie, daß Sie sich dadurch einer schweren Beleidigung schuldig gemacht haben?" — Angeklagter: „Nee, Herr Justiz-Refrendarjus, keene Ahnung! Is auch jar nich möglich, indem daß sich die janze Jeschichte des Abends bei Lichte zujedragen hat, wo ich den Deubel weeß, was for eine Kuhlör von Jungen ich Einen nenne; Sie missen nämlich wissen, Herr Ober-Amtsjerichtsvollzieher, dat ick auf beede Oogen farbenblind bin!"

— Glaubens-Stolz. (Ein Schnorer kommt zu einem Bankier, der sich erst vor einem Monat hat taufen lassen.) Bankier: „Schon wieder Aner. Machen Se, daß Se weiter kommen und geh'n Se zu Ihre Glaubensgenossen!"

— Mir und mich. Frau A: „Wie ich höre, haben auch Sie gestern Ihr Dienstmädchen entlassen, — warum denn eigentlich?" Frau B: „Nun, weil sie mir zu viel kostet. Aus welchem Grund aber haben Sie das Ihrige fortgeschickt?" Frau A: „Weil sie mich zu viel kostet."

— Doppelter Fall. „.........Weiterhin berichte ich hoher Behörde gehorsamst, daß der Lokomotivführer Müller in der letzten Zeit mehrfach seinen Dienst auf der Lokomotive in trunkenem Zustande angetreten hat, so daß er auf derselben während der Fahrt hin und her taumelte. Wenn hier nicht eingeschritten wird, steht zu befürchten, daß der genannte Müller eines Tages von der Maschine herunter und dem Fiskus zur Last fällt. — Der Zugführer."

— Logische Folge. „Mein Fräulein, Sie tanzen so leicht wie eine Feder." — „Aber, Herr Lieutenant, dann wären Sie ja ein — Federhalter!"